



I. Einigkeit und Ordnung unsre Stärke.

1. Einst geschieht's.

Freud
Einst geschieht's, da wird die Schmach
unfers Volks der Herr zerbrechen.
Der auf Leipzigs Feldern sprach,
wird im Donner wieder sprechen.

Dann, o Deutschland, sei getrost!
Dieses ist das erste Zeichen,
wenn zum Bündnis West und Ost
wider dich die Hand sich reichen.

Wenn verbündet Ost und West
wider dich zum Schwerte fassen,
wisse, daß dich Gott nicht läßt,
so du dich nicht selbst verlassen!

Deinen alten Bruderzwist
wird das Wetter dann verzehren,
Laten wird zu dieser Frist,
Helden dir die Not gebären!

Bis du wieder stark wie sonst,
auf der Stirn der Herrschaft Zeichen,
vor Europas Völkern thronst,
eine Fürstin sondergleichen!

Schlage, schlage denn empor
Läut'ungsglut des Weltenbrandes;
steig als Phönix draus hervor,
Kaiseraar des deutschen Landes!

Em. Geibel.

2. Deutsche Einigkeit.

Deutscher Mensch! Fühle Gott wieder, vernimm und fürchte, was ewig bleibt; und du vernimmst und fürchtest auch dein Volk. Du fühlst in Gott wieder die Ehre und die Würden der Väter; ihre herrliche Geschichte verjüngt sich wieder in dir; ihre feste und tapfere Tugend blüht wieder auf in dir; das ganze deutsche Vaterland steht wieder in dem erhabenen Heiligenschein der vergangenen Jahrhunderte vor dir.] Dann, wann du solches fühlst und fürchtest und ehrest, dann weinst du, dann bejammerst du, dann zürnest du, daß du so elend und schlecht geworden warest; dann beginnt dein neues Leben und deine neue Geschichte.] Die Zeit ist gekommen, wo du durch unbeschreibliche Plagen und Drangsale, durch unnennbare und unerhörte Greuel und Schanden erkennen solltest, daß nur Eintracht dich retten kann, wie Zwietracht dich verdorben hat. Vertilgt sei auf ewig der Haß, verstummt der Spott, erloschen jede Fehde und jeder Groll, welche den einen Deutschen gegen den andern entzweit, welche die deutschen Schwerter mit Bruderblut gefärbt haben.] Von der Nordsee bis zu den Karpathen, von der Ostsee bis zu den Alpen, von der Weichsel bis zur Schelde muß ein Glaube, eine Liebe, ein Mut und eine Begeisterung das ganze deutsche Volk wieder in brüderlicher Gemeinschaft versammeln; sie müssen es fühlen lernen, wie groß, mächtig und glücklich ihre Väter waren im Gehorsam gegen einen deutschen Kaiser und ein Reich, als die vielen Zwietrachten sie noch nicht gegeneinander verhetzt, die vielen Klügler und Schwätzer sie noch nicht verwirrt, die vielen Memmen und Buben sie noch nicht verraten hatten; sie müssen sich nach einer glücklichen und ruhmvollen Eintracht sehnen, und Gott der Herr wird ihnen helfen, wenn sie es redlich meinen und tun.] Über den Trümmern und Aschen ihres verwüsteten, zertretenen, verbrannten und verheerten Vaterlandes müssen sie sich weinend die Hände reichen und beten und schwören, alle für einen Mann zu stehen und zu streiten, bis das heilige Land befreit ist.

E. M. A r n d t (1813).

3. Der Kaiser und die Berliner am 31. Juli 1914.

Raum war am 31. Juli 1914 der Kaiser nach Berlin zurückgekehrt, da sammelten sich vor dem Schlosse große Massen Volks. Jeder wußte, daß der Kaiser zu seinem Volke sprechen wollte. Mächtig brauste der Gesang: „Heil dir im Siegerfranz“ zu ihm empor. Er trat auf den Balkon, winkte mit der Hand und sprach laut und deutlich:

„Eine schwere Stunde ist heute über Deutschland herein-
gebrochen. Leider überall zwingen uns zu gerechtfertigter Ver-
teidigung. Man drückt uns das Schwert in die Hand. Ich hoffe,
daß, wenn es nicht in letzter Stunde meinen Bemühungen gelingt,
die Gegner zum Einsichen zu bringen und den Frieden zu erhalten,
wir das Schwert mit Gottes Hilfe so führen werden, daß wir es
in Ehren wieder in die Scheide stecken können. Enorme Opfer
an Gut und Blut würde ein Krieg vom deutschen Volke erfor-
dern, dem Gegner aber würden wir zeigen, was es heißt, Deutsch-
land anzugreifen. Und nun empfehle ich euch: Geht jetzt in die
Kirche, kniet nieder vor Gott und bittet ihn um Hilfe für unser
braves Heer!“

Das Volk wollte sich aber vom Schloßplatze nicht trennen;
immer wieder ertönten Hurrarufe und vaterländische Lieder. Da
— um 8 Uhr abends — trat der Kaiser noch einmal auf den
Balkon und rief dem Volke zu:

„Ich danke für die Liebe und Treue, die mir erwiesen
werden. Wenn es zum Kampfe kommt, hört jede Partei auf. Wir
sind nur noch deutsche Brüder. In Friedenszeiten hat mich ja
wohl die eine oder andere Partei angegriffen; das verzeihe ich
von ganzem Herzen. Wenn unser Nachbar uns den Frieden nicht
gönnt, dann hoffe und wünsche ich, daß unser gutes deutsches
Schwert siegreich aus dem Kampfe hervorgeht.“

Dann zogen die Berliner vor das Schloß des Reichskanzlers,
der in der letzten Abendstunde zu der großen versammelten Men-
schenmasse eine Ansprache hielt, die mit den Worten endete:

Lasset eure Herzen schlagen zu Gott
und eure Fäuste auf den Feind.

4. Am 31. Juli 1914.

Es grollte von Ost, es grollte von West,
Am Himmel zuckt' es von Flammen,
Wir standen, die Faust um die Schwerter gepreßt,
Und bissen die Zähne zusammen.
Wir standen und schwiegen — nun ist es vorbei!
Vorbei das Baudern und Bagen!
Hin über die Lande schwingt sich ein Schrei:
Ihr wollt es, so sollt ihr es tragen!
O Stunde im letzten Juliglanz,
Bernimm's aus unendlichen Reihen:
Wir lassen den Boden des Vaterlands,
Den heiligen, nicht entweihen!
Wir standen besonnen, Gewehr bei Fuß,
Und bissen die Zähne zusammen,
Nun ist es vorbei! Dir Volk meinen Gruß!
Es reißt uns hinein in die Flammen!
Die Stirnen empor! Die Fahnen voran!
Zum Walle auf an die Grenzen!
Und reiten wir heim, so sollt ihr dann
Mit deutschem Eicklaub uns kränzen!

Rudolf Geck.

5. Aufruf Kaiser Wilhelms II. an das deutsche Volk.

(6. August).

Seit der Reichsgründung ist es durch 43 Jahre mein und meiner Vorfahren heißes Bemühen gewesen, der Welt den Frieden zu erhalten und im Frieden unsere kraftvolle Entwicklung zu fördern. Aber die Gegner neiden uns den Erfolg unserer Arbeit. Alle offenkundige und heimliche Feindschaft von Ost und West, von jenseits der See haben wir ertragen im Bewußtsein unserer Verantwortung und Kraft. Nun aber will man uns demütigen. Man verlangt, daß wir mit verschränkten Armen zusehen, wie unsere Feinde sich zu tückischem Überfall rüsten. Man will nicht dulden, daß wir in entschlossener Treue zu

unserem Bundesgenossen stehen, der um sein Ansehen als Großmacht kämpft und mit dessen Erniedrigung auch unsere Macht und Ehre verloren ist. Nun muß das Schwert entscheiden. Mitten im Frieden überfällt uns der Feind. Darum auf zu den Waffen! Jedes Schwanken, jedes Zögern wäre Verrat am Vaterlande. Um Sein oder Nichtsein unseres Reiches handelt es sich, das unsere Väter sich neu gründeten; um Sein oder Nichtsein deutscher Macht und deutschen Wesens. Wir werden uns wehren bis zum letzten Hauch von Mann und Roß, und wir werden diesen Kampf bestehen auch gegen eine Welt von Feinden. Noch nie ward Deutschland überwunden, wenn es einig war. Vorwärts mit Gott; der mit uns sein wird, wie er mit den Vätern war.

6. Aufruf des Kaisers an das deutsche Heer und die deutsche Marine. (6. August.)

Nach 43jähriger Friedenszeit rufe ich die deutsche wehrfähige Mannschaft zu den Waffen. Unsere heiligsten Güter, das Vaterland, den eigenen Herd gilt es gegen ruchlosen Überfall zu schützen! Feinde ringsum! Das ist das Kennzeichen der Lage. Ein schwerer Kampf, große Opfer stehen uns bevor. Ich vertraue, daß der alte kriegerische Geist noch in dem deutschen Volke lebt, jener gewaltige kriegerische Geist, der den Feind, wo er ihn findet, angreift, koste es, was es wolle, der von jeher die Furcht und der Schrecken unserer Feinde gewesen ist. Ich vertraue auf euch, ihr deutschen Soldaten! In jedem von euch lebt der heiße, durch nichts zu bezwingende Wille zum Siege. Jeder von euch weiß, wenn es sein muß, wie ein Held zu sterben. Gedenkt unserer großen, ruhmreichen Vergangenheit! Gedenkt, daß ihr Deutsche seid! Gott helfe uns!

7. Reservistenlied.

Nun geht's voran in Reih' und Glied,
wir singen uns ein Wanderlied,
im Takte fest, im Herzen fest,
heraus aus eurem weichen Nest,
einer wie der andre.

Der gleiche Rock, das gleiche Recht,
und Rottennachbarn Herr und Knecht,
derselbe Lohn, dasselbe Brot,
dasselbe Bett in Schlaf und Tod,
einer wie der andre.

Die Ernte steht auf hohem Halm,
wir knien bald im Pulverqualm;
Reserve jung, frisch auf zum Sprung,
Hurra, marsch marsch zur Wanderung,
einer wie der andre.

Es flingt die Sense durch das Korn,
wo mäht sie, hinten oder vorn?
Kehr dich nicht dran, Reservemann,
wie's Gott gefällt, so kommt man dran,
einer oder der andre.

So geht's voran in Reih und Glied,
so singen wir das Wanderlied.
Nun tut das Best' und packt sie fest,
wer weiß, bald kehren wir heim zum Nest,
einer wie der andre.

Otto Crusius.

8. Die Eröffnung des Reichstages am 4. August 1914.

Schon kurz nach 12 Uhr versammelten sich die Volksvertreter und Würdenträger im Weißen Saale. Die Logen füllten sich rasch. Der Kaiser trat einfach und schlicht, geführt vom Reichskanzler, um 1 Uhr in den Saal. Er war schon in der feldgrauen Uniform, die ihn schlank und elastisch erscheinen läßt, und trat raschen Schrittes auf den Thron zu, während der Reichstagspräsident Dr. Kämpf das Kaiserhoch ausbrachte, das dreimal stürmisch aufgenommen wurde. Der Kaiser, der den Generalshelm in der Hand getragen hatte, bedeckte das Haupt und nahm aus den Händen des Kanzlers die gedruckte Thronrede entgegen. Mit fester, eindrucksvoller Stimme begann er die Thronrede zu lesen. Ernst und feierlich klang die Versicherung, daß er in schicksals-

schwerer Stunde das Volk nur zur Verteidigung, nicht zu einem Angriffskriege aufgerufen habe. „Nahezu ein halbes Jahrhundert haben wir den Frieden gehalten, maßvoll und zurückhaltend, selbst unter herausfordernden Umständen, denn wir wollten den Völkern Europas den Frieden erhalten.“ Hier erklang zum erstenmal stürmisch und aus vollem Herzen der Beifall, und fast jeder spätere Satz wurde mit steigendem Jubel, mit eindringlicher Begeisterung zustimmend begrüßt.

Immer mächtiger wurde die Stimme des obersten Kriegsherrn. Voll innerer Bewegung und tiefer Entrüstung gedachte er der Ermordung seines treuen Freundes, des Erzherzog-Thronfolgers; ernst und tiefempfunden klangen die Worte über die „Trennung vom langjährigen Freunde Rußland, das mit uns durch alte Waffenbrüderschaft verbunden war. Wir sind an Österreichs Seite getreten, nicht nur um einer Bündnispflicht zu genügen, sondern zur Erfüllung einer alten K u l t u r g e m e i n s c h a f t der beiden Reiche. Schweren Herzens“, sagte der Kaiser, „habe ich meine Armee aufgerufen, weil Rußland eine altgeübte Freundschaft zerbrach. Alte Feindschaft führt Frankreich an die Seite des Gegners.“ Dann legte er das Blatt beiseite, und frei, mit lauter Stimme, erinnerte er an das Wort, das er vom Schlosse herab an die Menge gesprochen habe und das er hier wiederhole:

„Sie haben gelesen, meine Herren, was ich zu meinem Volke vom Balkon des Schlosses aus gesagt habe. Ich wiederhole: Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche. Und zum Zeichen dessen, daß Sie fest entschlossen sind, ohne Parteiunterschiede, ohne Standes- und Konfessionsunterschiede zusammenzuhalten mit mir durch dick und dünn, durch Not und Tod, fordere ich die Vorstände der Parteien auf, heranzutreten und mir dies in die Hand zu geloben.“

So geschah es. Und in gar vielen Augen alterprobter Männer sah man die Tränen rinnen, und plötzlich scholl es machtvoll durch den Saal, klang ernst und wehevoll jubelnd und hoffnungsfreudig die alte Weise: „Heil dir im Siegerkranz!“ Es hatte der Aufforderung des Grafen Lerchenfeld zum Kaiserhoch

gar nicht mehr bedurft. Unwillkürlich hoben sich die Arme, leuchteten die Augen und erklangen immer wieder und wieder Hurra- und Hochrufe. Der Kaiser drückte seinem vierten Kanzler, wie er ihn in der Rede genannt hatte, und seinem Generalstabschef die Hand. Dann verließ er den Saal, und die Feier war beendet. (Frankf. Btg.)

9. Urkunde zur Erneuerung des Eisernen Kreuzes.

(5. August 1914).

„Angesichts der ernsten Lage, in die das teure Vaterland durch einen ihm aufgezwungenen Krieg versetzt ist, und in dankbarer Erinnerung an die Heldentaten unserer Vorfahren in den großen Jahren der Befreiung und der Einigung Deutschlands wollen Wir das von Unserem in Gott ruhenden Urgroßvater gestiftete Ordenszeichen des Eisernen Kreuzes abermals wieder aufleben lassen.] Das Eiserne Kreuz soll ohne Unterschied des Ranges und Standes an Angehörige des Heeres, der Marine und des Landsturms, an Mitglieder der freiwilligen Krankenpflege und sonstige Personen, die eine Dienstverpflichtung mit dem Heere oder der Marine eingehen oder als Heeres- und Marinebeamten Verwendung finden, als Belohnung der auf dem Kriegsschauplatz erworbenen Verdienste verliehen werden.] Auch solche Personen, die daheim sich Verdienste um das Wohl der deutschen Streitmacht und der seiner Verbündeten erwerben, sollen das Kreuz erhalten.“

21 26 10. An das deutsche Volk!

Ein Jahr ist verflossen, seitdem Ich das Deutsche Volk zu den Waffen rufen mußte. Eine unerhört blutige Zeit kam über Europa und die Welt. Vor Gott und der Geschichte ist Mein Gewissen rein: Ich habe den Krieg nicht gewollt. Nach Vorbereitungen eines ganzen Jahrzehnts glaubte der Verband der Mächte, denen Deutschland zu groß geworden war, den Augenblick gekommen, um das in gerechter Sache treu zu seinem österreichisch-ungarischen Bundesgenossen stehende Reich zu demütigen oder in einem übermächtigen Ringe zu erdrücken.

Nicht Eroberungslust hat uns, wie Ich schon vor einem Jahre verkündete, in den Krieg getrieben. Als in den Augusttagen alle Waffenfähigen zu den Fahnen eilten und die Truppen hinaus- zogen in den Verteidigungskampf, fühlte jeder Deutsche auf dem Erdball, nach dem einmütigen Beispiele des Reichstages, daß für die höchsten Güter der Nation, ihr Leben und ihre Freiheit, ge- fochten werden mußte. Was uns bevorstand, wenn es fremder Gewalt gelang, das Geschick unseres Volkes und Europas zu be- stimmen, das haben die Drangsale Meiner lieben Provinz Ost- preußen gezeigt. Durch das Bewußtsein des aufgedrungenen Kampfes ward das Wunder vollbracht: der politische Meinungs- streit verstummte, alte Gegner fingen an, sich zu verstehen und zu achten, der Geist treuer Gemeinschaft erfüllte alle Volks- genossen.

Voll Dank dürfen wir heute sagen: Gott war mit uns. Die feindlichen Heere, die sich ver- maßen, in wenigen Monaten in Berlin einzuziehen, sind mit wuchtigen Schlägen im Westen und Osten weit zurückgetrieben. Zahllose Schlachtfelder in den verschie- densten Teilen Europas, Seegefechte an nahen und fernsten Ge- staden bezeugen, was deutscher Ingrim in der Notwehr und deutsche Kriegskunst vermögen. Keine Bergewältigung völker- rechtlicher Satzungen durch unsere Feinde war imstande, die wirt- schaftlichen Grundlagen unserer Kriegsführung zu erschüttern. Staat und Gemeinden, Landwirtschaft, Gewerbesleiß und Handel, Wissenschaft und Technik wetteiferten, die Kriegsnöte zu lindern. Verständnißvoll für notwendige Eingriffe in den freien Waren- verkehr, ganz hingegeben der Sorge für die Brüder im Felde, spannte die Bevölkerung daheim alle ihre Kräfte an zur Abwehr der gemeinsamen Gefahr.

Mit tiefer Dankbarkeit gedenkt heute und immerdar das Vaterland seiner Kämpfer, derer, die todesmutig dem Feind die Stirne bieten, derer, die wund oder krank zurückkehrten, derer vor allem, die in fremder Erde oder auf dem Grunde des Meeres vom Kampfe ausruhen. Mit den Müttern und Vätern, den Witwen und Waisen empfinde Ich den Schmerz um die Lieben, die fürs Vaterland starben.

Innere Stärke und einheitlicher nationaler Wille im Geiste der Schöpfer des Reiches verbürgen den Sieg. Die Deiche, die sie in der Voraussicht errichteten, daß wir noch einmal zu verteidigen hätten, was wir 1870 errangen, haben der größten Sturmflut der Weltgeschichte getrotzt. Nach den beispiellosen Beweisen von persönlicher Tüchtigkeit und nationaler Lebenskraft hege Ich die frohe Zuversicht, daß das Deutsche Volk, die im Kriege erlebten Läuterungen treu bewahrend, auf erprobten alten und auf vertrauensvoll betretenen neuen Bahnen weiter in Bildung und Gesittung rüstig vorwärts schreiten wird.

Großes Erleben macht ehrfürchtig und im Herzen fest. In heroischen Taten und Leiden harren wir ohne Wanken aus, bis der Friede kommt — ein Friede, der uns die notwendigen militärischen, politischen und wirtschaftlichen Sicherheiten für die Zukunft bietet und die Bedingungen erfüllt zur ungehemmten Entfaltung unserer schaffenden Kräfte in der Heimat und auf dem freien Meere.

So werden wir den großen Kampf für Deutschlands Recht und Freiheit, wie lange er auch dauern mag, in Ehren bestehen und vor Gott, der unsere Waffen weiter segnen wolle, des Sieges würdig sein.

Großes Hauptquartier, 31. Juli 1915.

Wilhelm J. R.

11. An mein Vaterland.

O mein Deutschland, wie sie dich ehren!
Sieben Völker mit ihren Heeren
Fielen tapfer über dich her,
Denn für sechsse wäre es zu schwer.

O mein Deutschland, wie mußt du stark sein,
Wie gesund bis ins innerste Mark sein,
Daß sich's keiner allein getraut,
Daß er nach sechsse um Hilfe schaut.

Deutschland, wie mußt du von Herzen echt sein,
O wie strahlend mußt doch dein Recht sein,
Daß der mächtigste Heuchler dich haßt,
Daß der Brite vor Wut erblaßt!

Wär' es zu denken, könnt' es sich fügen,
Deutschland, könntest du unterliegen —
Wer einer Welt von Feinden sich stellt,
ist auch im Sturze der siegende Held.

Aber du wirst sie zermalmen zu Staube,
die dich umschlichen zu nächtlichem Raube.
Sege die Welt vom Truge rein,
laß die Unschuld geborgen sein!

Stürz' dich ins siebenfache Gewimmel,
morde den Teufel und hol' dir vom Himmel
sieben Kreuze des Menschentums,
sieben Sonnen unsterblichen Ruhms!

Otto Ernst.

12. Von der Ziegelei an die Front.

Als der Weltkrieg ausbrach, arbeitete Wilhelm Kleiner als Ofenseher auf einer Dortmunder Ziegelei. Bei seinem Pfingstbesuch in der Heimat hatte er seiner Frau das Versprechen gegeben, im September oder Oktober noch einmal zu kommen, da höchstwahrscheinlich die Kampagne erst kurz vor Weihnachten zu Ende sein werde. Nun kam der Krieg und warf nicht nur seine Besuchspläne über den Haufen, sondern führte auch den plötzlichen Kampagneschluß herbei. Nach Hause konnte er nicht mehr fahren, weil er sich schon am 3. Mobilmachungstage beim Bezirkskommando stellen mußte. Ohne seine Familie noch einmal wieder gesehen zu haben, zog er in den Krieg. Tausenden von Wanderarbeitern erging es ebenso. Wie mancher hat im Frühjahr 1914 für immer Abschied von der Heimat genommen, ohne es zu ahnen.

Bis zu seinem Gestellungstage blieb Wilhelm auf der Ziegelei. Er setzte die Brandmauer, rechnete mit dem Meister ab, packte sein Bett und seine Kleidungsstücke in seinen Kasten und

brachte diesen zum Bahnhof. Auf dem Rückwege ging er auf dem Postamt vor und sandte das vom Meister erhaltene Geld an seine Frau ab. In der Zieglerbude, wo er so manchen Tag gewohnt hatte, setzte er sich am letzten Abend hin und schrieb den folgenden Brief:

Meine liebe Frau!

Nun muß ich in den Krieg ziehen, ohne Dich und die Kinder nochmal wieder gesehen zu haben. Du kannst Dir denken, wie weh mir ums Herz ist. Gern hätte ich Euch noch einmal umarmt. Das Schicksal hat es anders bestimmt. Der Krieg wird hoffentlich nicht allzu lange dauern. Aber soviel ist sicher: die jetzt hinausziehen, kehren nicht alle wieder zurück. Ein Teil davon bleibt in Feindesland liegen. Vielleicht gehöre auch ich zu diesen.

Jetzt, wo ich vielleicht für immer von Dir gehe, liebe Frau, danke ich Dir schriftlich für alle Liebe und Treue, die Du mir entgegengebracht hast. Du warst mir eine liebe Frau und unsern Kindern eine gute Mutter. Die Kinder lege ich Dir besonders ans Herz. Erziehe Du sie zu tüchtigen Menschen. Wenn der Vater nicht wiederkehren sollte, dann erzähle Du den Kindern, daß er auszog, um seine Familie, seine Heimat und sein Vaterland gegen die Feinde zu verteidigen zu helfen. Lehre Du die Kinder, daß sie gern an mich denken! Meine Sachen habe ich heute an Dich abgeschickt, auch das Geld. Teile in der ersten Zeit alles recht schön ein. Es könnte auch länger dauern, als wir erwarten. Dann müßtet Ihr Not leiden. Auch in Feindesland würde ich mir dann Gedanken machen. Nun lebt wohl! Grüße die Kinder und bete zu Gott, daß er mich beschützt! Sobald es geht, schreibe ich.

Im Geiste umarme ich Dich noch einmal und grüße Dich
als Dein treuer Wilhelm.

Auf dem Wege zum Bezirkskommando warf Wilhelm am andern Morgen den Brief in den Postkasten und stellte sich dann. Er wurde einem Reserve-Regiment zugeteilt und rückte mit diesem in der zweiten Augustwoche nach dem Westen aus.

G. Biesemeier.

¹²
13. Soldaten-Abschied.

Laß mich gehn, Mutter, laß mich gehn!
All das Weinen kann uns nicht mehr nützen;
Denn wir gehn, das Vaterland zu schützen.
Laß mich gehn, Mutter, laß mich gehn!
Deinen letzten Gruß will ich vom Mund dir küssen:
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Wir sind frei, Vater, wir sind frei!
Tief im Herzen brennt das heiße Leben;
Frei wären wir nicht, könnten wir's nicht geben.
Wir sind frei, Vater, wir sind frei!
Selber riebst du einst in Kugelgüssen:
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Liebste, tröste dich; Liebste, tröste dich;
Jetzt will ich mich zu den anderen reihen;
Du sollst keinen feigen Knecht dir freien!
Liebste, tröste dich!
Wie zum ersten Male wollen wir uns küssen:
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Nun lebt wohl, ihr Menschen, lebet wohl!
Und wenn wir für euch und unsre Zukunft fallen,
Soll als letzter Gruß zu euch hinüberschallen:
Nun lebt wohl, ihr Menschen, lebet wohl!
Ein freier Deutscher kennt kein kaltes Müssen:
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Heinrich Lersch.

¹³
14. Der Abschied des Detmolder Bataillons.

Am 10. August, morgens 8 Uhr, stand das 3. Bataillon des 55. Regiments auf dem Kaiser Wilhelms-Platz neben der neuen Kirche, um von seinem hohen Chef, Sr. Durchlaucht dem Fürsten, Abschied zu nehmen.

Fürst Leopold erschien mit seiner Gemahlin, der Fürstin Berta, dem Erbprinzen Ernst und dem Prinzen Leopold. Der

enthüllten Fahne gegenüber hatte vor einem Feldaltar der Geistliche Aufstellung genommen und eröffnete die Feier nach Gesang und Gebet mit einer ergreifenden Ansprache an die hinausziehenden Krieger. Gesang und Gebet schlossen die Feier ab.

Darauf trat Fürst Leopold vor die Front des Bataillons und gab mit bewegten, ernstesten Abschiedsworten dem Bataillon seine besten Wünsche für eine ruhmvolle Betätigung im Felde und für eine glückliche Heimkehr mit auf den Weg. Das Bataillon möge eifern seine Pflicht tun und mutvoll kämpfen. Er versichere seinen lieben Landeskindern im Bataillon und in den zahlreichen anderen Regimentern der deutschen Armee, daß er das Schicksal jedes einzelnen Kämpfers mit Teilnahme begleiten werde und daß ihre Lieben daheim seiner Fürsorge und der des lippischen Landes anheim gegeben seien. „So Gott will, auf Wiedersehen im Felde“, schloß Fürst Leopold seine Ansprache, der ein vom Kommandeur ausgebrachtes dreifaches donnerndes Hurra auf den Bataillonschef und Landesherrn folgte.

Danach sprach Generalmajor v. Rodewald als Mitkämpfer von 1870/71 und als Vertreter der Stadt Detmold dem Bataillon herzliche Abschiedswünsche aus. Dann rückte das Bataillon zum Bahnhof ab, wo es den Zug bestieg. Unvergesslich wird jedem der frohe Ernst auf den Gesichtern der Offiziere und die herzerhebende und vertrauensvolle Haltung der Mannschaften bleiben, als der Zug hinausfuhr, von tausend jubelnden Stimmen der Zurückbleibenden begleitet.

14

15. Das ganze Deutschland soll es sein.

Wie hatte man früher bei uns gebangt und gezittert, wenn man an den Krieg dachte, in den Deutschland einmal verwickelt werden könnte. An der Schlagfertigkeit unseres Heeres zweifelte man wohl nicht. Wie aber würden die Zustände im Lande sein? An Auflehnung gegen die Behörden, an Generalstreiks, und dergl. mehr dachte man nicht nur, sondern sprach auch dann und wann davon. Selbst aufgeklärte Leute rechneten damit, daß ein Krieg durch die inneren Zustände wenn nicht ganz unmöglich, so doch schnell beendet werden würde. Ganz besonders hatten unsere

Feinde damit gerechnet, daß Deutschland zerfallen müßte, sobald die feindlichen Heere die Grenzen überschritten. Wie ist es im August 1914 doch ganz anders gekommen. Mehr noch als 1870 ging das Dichterwort in Erfüllung: Das ganze Deutschland soll es sein! Der „furor teutonicus“, der deutsche Born, von dem Fürst Bismarck einmal gesprochen hatte, erwachte. Der Funke sprang ins Pulverfaß, aber nicht, um durch Herbeiführung der Explosion Zerstörung zu verursachen. Nein, sondern so, wie es bei dem Motor ist, wo der Funke auch zündet, aber dadurch Energie entfaltet und schafft. In jenen Augusttagen prägte unser Kaiser auch die Worte: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche!“ Was bis dahin für unmöglich gehalten worden war, das geschah: Die Parteien, die Erwerbsstände, die Konfessionen, die sich bis dahin bekämpft hatten, ließen ab vom Zwist und scharten sich um den Cäsar der Gegenwart. Die Stunde der Not erzwang die Einigkeit.

Heute schon wissen wir, wie gerade die Einmütigkeit des Volkes unsern Militärbehörden die ungeheuren Aufgaben erleichtert hat. Es klappte alles, und der Krieg konnte in Feindesland getragen werden. Genau wie vor 44 Jahren.

G. Biesemeier.

16. Die Deutschen im Auslande.

Als das deutsche Volk sich im August 1914 wie ein Mann erhob, um sich und seine heiligsten Güter gegen eine Welt von Feinden zu verteidigen, da wurde überall auf der Erde, wo Deutsche wohnen, die Begeisterung für das alte Vaterland aufs neue wach und offenbarte sich in der herrlichsten Weise.

Tausende von Wehrpflichtigen, die sich in europäischen und überseeischen Ländern aufhielten, oder hier eine Lebensstellung gefunden hatten, eilten mit der nächsten Gelegenheit in die Heimat, um, treu ihrem Dienstleid, sich zu stellen. Viele mußten weite Reisen zu Lande und zur See machen, um den Heimatboden zu erreichen. Hunderte wurden unterwegs von feindlichen Schiffen aufgegriffen und im feindlichen Lande interniert. Daß sie so zur

Untätigkeit verurteilt waren, das schmerzte sie mehr als schlechte Behandlung und andere Leiden, die sie erdulden mußten. Vielen aber gelang es, allen Nachstellungen der Feinde zu entschlüpfen: sie verschafften sich falsche Pässe, gaben sich als Spanier oder Portugiesen aus, wenn sie die Sprachen dieser Völker beherrschten, und täuschten durch List und Verstellung die gewalttätigen Engländer. Weite und teure Umwege über neutrale Länder mußten sie machen, um ihrem Vaterlande dienen und helfen zu können. Sie alle aber, ob sie nun glücklich herkamen, oder ob sie unterwegs abgefangen wurden, haben dem deutschen Namen in der Welt Ehre gemacht und sogar den Feinden Achtung eingeflößt.

Aber auch die der Mutter Germania schon lange verloren gegangenen Kinder, die Tausende von Deutschen, die in aller Welt als Bürger fremder Staaten wohnen, erinnerten sich jetzt der Mutter in ihrer Not. Besonders unter den Deutschen Amerikas erwachte aufs neue der deutsche Gedanke, das Gefühl, daß sie Deutsche sind. In einem Briefe aus Philadelphia hieß es im Herbst 1914: „Seit dem 1. August 1914 sind wir alle hier, Millionen von Deutschamerikanern, Reichsdeutsche geworden. Es gibt kein Opfer, das wir nicht zu bringen willens wären. Wir sprechen sogar wieder deutsch. Seit Jahren der Entfremdung zum ersten Mal ein einiges Deutschland in Amerika!“

Diese Gesinnung zeigte sich im Laufe des Krieges in schöner Weise durch namhafte Unterstützung der deutschen Kriegsfürsorge, besonders des Roten Kreuzes. Ein aus B l o m b e r g gebürtiger Lipper, der seit 30 Jahren in Amerika lebt, und dessen Bruder noch als Sechzigjähriger in den Heeresdienst getreten ist, überwies einer hiesigen Bank 500 Mark; davon sollten 150 Mark für erblindete und 150 Mark für andere lippische Kriegsinvalide verwendet werden, 100 Mark waren für Sanitätshunde und 100 Mark für das Rote Kreuz bestimmt. Außerdem legte er den gesamten Rest seines Bankguthabens in deutscher Kriegsanleihe an. „Wie schwer es wird, dem angestammten Vaterlande in dieser schweren Zeit fern zu sein und ihm in seiner Not nicht helfen zu können, kann ich gar nicht beschreiben“, sagte er in einem Briefe, „aber ich muß mich mit den vielen, die in gleicher Lage sind, in Geduld dem Schicksal fügen“.

Wir freuen uns, daß der Krieg unsere deutschen Brüder in der weiten Welt an ihr Deutschtum erinnert hat, und dürfen hoffen, daß sie auch in Zukunft ihr Vaterland nicht vergessen und deutsches Wesen nicht verleugnen werden.

16 17. Mein Vaterland.

Ich mußte nicht, daß du so lieb mir warst,
Mein deutsches Land, mit Berg und Wald und Tal,
Mit Flur und Feld und jedem Fußbreit Erde,
So lieb mir wie mein eigen Fleisch und Blut.
Erst seit sie drohend an der Grenze stehn
Und dich verstümmeln wollen und zerschlagen,
Weiß ich, was Vaterland und Heimat ist, —
Und daß du's wert bist, daß wir für dich sterben,
Daß unsre Kinder deine Freiheit erben.

Clara Prieß.

17 18. Das Volk daheim.

Wenn wir in Deutschland auch die allgemeine Wehrpflicht haben, so sind doch lange Zeit bei weitem nicht alle Männer Soldaten gewesen. Viele Jahre lang hatte der Reichstag nicht so viel Geld bewilligt, daß alle hätten ausgebildet werden können. Erst kurz vor dem Kriege war wieder sehr viel mehr Geld bewilligt worden, damit mehr Soldaten im Frieden wären. Da waren also von früherher viele, die nicht ausgebildet waren. Die wurden nun nicht gleich alle eingezogen. Das hat über ein Jahr gedauert, bis die alle auch noch herankamen. Dann waren auch die jungen Burschen da, die noch nicht so alt waren, daß sie dienen mußten. Und dann waren die Älteren, die schon über 45 Jahre waren und nicht mehr mit brauchten. Von allen diesen Leuten haben sich in Deutschland ungeheuer viele freiwillig gemeldet. Zwei Millionen Freiwillige hatten wir gleich bei Anfang des Krieges, zwei Millionen außer denen, die gleich mit mußten. Überall haben sich die Freiwilligen gedrängt. Es gab gar nicht genug Offiziere und Unteroffiziere, um alle die Leute

auszubilden. Aber keiner wollte warten. Da sind sie herumgereist von Regiment zu Regiment, nur um anzukommen. In Berlin nahmen sie auf einem Kasernenhof 200 Freiwillige an. Und dann hieß es, mehr könnten sie nun nicht gebrauchen, die andern müßten wieder gehen. Als dann aber ein Leutnant die 200 Angenommenen in Reih und Glied nach einer anderen Kaserne gebracht hatte und da nachzählte, ob ihm auch keiner abhanden gekommen sei, da waren es inzwischen 217 Mann geworden. Auf alle Weise versuchten die jungen Leute, mit ins Feld zu kommen.

Daheim hat es dann aber bald genug auch Gelegenheit gegeben, zu zeigen, daß die Begeisterung echt war. Zuerst war Not wegen Arbeitslosigkeit. Viele Fabriken mußten aufhören zu arbeiten, weil niemand ihre Sachen kaufen wollte. Aber das hat nicht lange gedauert; dann hat der Staat gesorgt, daß sie anderes zu tun kriegten. Die Webereien mußten Uniformtuche und Zelbstoffe machen, die Eishütten Kanonenkugeln, die chemischen Fabriken Sprengstoffe. Da gab es bald Arbeit in Menge. Je mehr Soldaten hinaus mußten, um so nötiger waren die Zurückgebliebenen. Da haben dann auch unsere Frauen überall helfen müssen. In den Fabriken, an den Webstühlen, in den Büros, an den Schreibtischen, auf der Straßenbahn als Schaffnerinnen, an den Schaltern der Post und Eisenbahn, in den Schulen als Lehrerinnen, überall haben sie Männerarbeit getan. Daneben haben sich sehr, sehr viele beim Roten Kreuz gemeldet, um Verwundete zu pflegen. Die Frauenvereine haben auf den Bahnhöfen die durchfahrenden Soldaten mit Essen und Trinken versorgt. Das ist auch eine gehörige Arbeit gewesen. Vor allem aber haben unsere Hausfrauen eines gemußt: sparsam wirtschaften. Da waren ja doch die niederträchtigen Engländer, die das ganze deutsche Volk verhungern lassen wollten. Sie meinten, wir hätten doch immer noch eine ganze Menge Getreide von außerhalb bekommen. Wenn sie uns das nicht hereinließen, dann würden wir mit unserem Getreide zu Ende sein, ehe die neue Ernte da war. Da ist nun unseren Hausfrauen gesagt worden: Ihr müßt mit Brot sparen. Das hat aber allein noch nichts genügt. Denn manche haben da gedacht: ach, die anderen sparen ja auch nicht.

Aber dann ist das anders gekommen. Da durfte eines Tages keiner mehr Brot kaufen ohne Brotkarte. Unseren Hausfrauen hat das erst wohl nicht sehr gefallen. Aber schließlich haben sich alle daran gewöhnt.

Aus Dr. Raub: Der Weltkrieg in der Volksschule. Göttingen.
Bandenhoef und Rupprecht.

19. Aus den nüchternen Kriegsregeln für uns daheim.

Nicht nur das Schlachtfeld, deine vier Wände wollen Helden sehen.

Bereichere dich nicht auf Kosten deines Volkes; das ist Landesverrat.

Lege dein Geld in die Sparkasse, damit es Arbeit schaffe.

Gib Gelegenheit zum Verdienen, wo du kannst.

Vergiß die Kranken nicht.

Halte das Deine in Ordnung, damit du jederzeit Opfer bringen kannst.

Überlege dir, was du kannst, und verlaß dich nicht auf andere.

Rechne nicht mit lauter Siegen und setze deinen Kopf doppelt steif in den Nacken, wenn einmal eine Schlappe kommen sollte.

Jeder kann jeden Tag etwas besonders Gutes tun, und wäre es nur ein freundlicher Händedruck.

Kopflosigkeit im Inland ist schlimmer als eine verlorene Schlacht im Feld.

Laß deine Kinder diese hohen Stunden miterleben und führe keinen Hauskrieg.

Sei stolz auf diese unvergleichliche Schicksalsstunde deines Volkes. Wir haben groß begonnen. Aber die Probe kommt erst: sie darf keinen Kleinen unter uns finden. Dann werden wir der Unsrigen im Felde wert. Ein Volk, ein Schicksal! Gott walt's!

Traub.

20. Die Konservenbüchsen.

In der Mittagsstunde stand der Sattlermeister Krauß unter seiner Ladentüre und sah die Straße hinunter, immer nach einer und derselben Ecke. Offenbar erwartete er jemand von dorthier.

In dem Haus gegenüber sah eine Frau durchs Fenster, ebenso beharrlich nach derselben Gasse, und sie rief dem Nachbar zu: „Kommt sie noch nicht?“ — „Sie muß gleich kommen.“

Des Sattlers Buben spielten vor dem Haus; der größere von beiden sah aber nebenbei auch immer wieder die Straße hinunter. „Jetzt kommt sie!“ rief er und rannte davon. — Sie, nach der sich alles sehnte, war die Zeitungsausträgerin, eine dicke Frau, die so schnell watschelte, als sie es mit dem schweren Pack Zeitungen vermochte, den sie unter dem Arm trug. Sie war froh, daß ihr viele Blätter auf der Straße abgenommen wurden und sie sich manche Treppe ersparen konnte; heute besonders. Man hatte in der Stadt schon etwas von einem großen Sieg der Deutschen gehört und war gespannt, ob es auch gewiß wahr sei. Wer seine Zeitung glücklich in Händen hatte, las sie schon auf der Straße. Auch Georg, so schnell er mit dem Blatt auf den Vater zulief, las doch schon unterwegs, was mit großen Buchstaben über das ganze Blatt gedruckt stand und rief dem Vater zu: „Großer Sieg über die Russen, sechzigtausend Mann gefangen.“ — „Wirklich? gib her, Georg!“ Der Vater verschwand im Laden, die Buben folgten ihm. Bald lag das Blatt auf dem Ladentisch, auch die Mutter lehnte sich darüber; der Vater las laut und alle freuten sich. Aber nun kam ein Offiziersbursche in den Laden, der brachte Riemenzeug, an dem etwas zu verbessern war, und die Zeitung mußte beiseite gelegt werden. Die Mutter ging an ihre Arbeit in der Küche, die Jungen folgten ihr. „Das hätte ich so gerne noch gehört“, sagte Georg, „was der Vater eben angefangen hat zu lesen von den Konservenbüchsen.“ — „Was für Büchsen sind denn das?“ fragte der kleine Hans. — „Blechbüchsen, in denen allerlei eingekocht ist: Obst, Gemüse und Fleisch, was die Soldaten im Krieg zum Essen nötig brauchen, wenn sie gerade nichts Frisches haben können. Der Vater wird schon nachher weiterlesen. Geh du einstweilen, Georg, und hole den Käse zum Vesper für den Vater und den Gesellen. Ein Viertelpfund, es darf auch um ein paar Pfennige mehr sein, wenn es ein schönes Stück ist. Ich gebe dir 35 statt 30 Pfennig mit.“

Georg ging mit dem Geld in die nächste Straße und verlangte in dem Warengeschäft ein Viertelpfund Käse. Ein Stück

wurde abgeschnitten und gewogen. „Diesmal haben wir's gerade erraten, ein Viertelpfund, 30 Pfennig“, sagte die Verkäuferin. Währenddessen hatte Georg auf dem Ladentisch einen Glaskasten mit sehr verlockend aussehenden Schokoladestangen erblickt. Das Stück fünf Pfennig, stand auf dem Kasten. Und fünf Pfennig hatte er doch gerade noch in der Hand. Auf diese fünf Pfennig kam es der Mutter nicht an; sie wären ja auch weg gewesen, wenn er sie für den Käse ausgegeben hätte. „Und eine Schokoladestange für fünf Pfennig“, sagte er, bekam sie, ging hinaus, ließ sich die Schokolade schmecken und hatte auch kein schlechtes Gewissen dabei; „wegen der fünf Pfennig“. Er war schon mit Essen fertig, als er heimkam. Die Mutter nahm ihm den Käse ab. „Komm, der Vater ist allein im Laden, er liest uns noch mehr aus der Zeitung vor.“ Bald standen sie wieder zu vierein beisammen, und der Sattler las: „Unter den Gepäckwagen, die unsere wackeren Soldaten den Russen abnahmen, fand sich zur großen Freude unserer Krieger auch ein mit Konservenbüchsen angefüllter. Die Büchsen waren verlötet und jede trug die Gewichts- und Inhaltsangabe der verschiedenen Gemüse- und Fleischgerichte. Als aber eine und dann immer mehr dieser Büchsen geöffnet wurden, fand sich, daß sie, anstatt mit Eßwaren, mit Sand und Spänen gefüllt waren. Dieser Betrug ist wieder ein Beispiel von der tiefen Verderbtheit, die im russischen Volk herrscht.“

„Nein, solch eine Gemeinheit, so etwas gibt's doch bei uns Deutschen nicht!“ rief die Frau empört. — „Ja, es ist unglaublich!“ — „Was denn, Mutter, was ist denn so schlimm, erkläre mir's doch“, drängte der Kleine, der mit Aufmerksamkeit zugehört, aber doch die Zeitungsmitteilung nicht recht verstanden hatte.

„Begreifst du nicht?“ sagte die Mutter, „wenn ich dir einen Nickel gebe und sage, du sollst mir Salz holen, dann darfst du nicht hingehen und dir Gutele darum kaufen; das wäre nicht recht? Da hat aber der russische Kaiser vielleicht 1000 Mark hergegeben, hat zu seinen Leuten gesagt, sie sollen Büchsen mit Fleisch und Gemüse füllen für die Soldaten. Die haben aber das Geld für sich behalten, haben kein Fleisch und Gemüse gekauft, sondern

sie haben Sand geholt und in die Büchsen getan und haben sie zugelötet."

"Die Russen haben das getan?" fragte Hans, der mit größter Spannung zugehört hatte.

"Ja, die Russen, die Deutschen nicht, die tun so etwas nicht, die sind ehrlich."

"Mit wieviel Jahren wird man denn ein Deutscher?" fragte Hans wieder, "ich möchte auch ein Deutscher werden."

Sie lachten über den Kleinen und die Mutter streichelte ihm den Blondkopf: "Bist schon längst einer, Hans, schon seit du auf der Welt bist. Bist kein Russe, nein, sondern ein ehrlicher, deutscher Bub!"

Georg, der am Ladentisch lehnte, hatte aus den Worten der Mutter gehört, daß der Deutsche ehrlich sei; und er wurde ganz nachdenklich. Die fünf Pfennig, die für den Käse bestimmt waren, hatte er für Schokolade ausgegeben; wie die Russen, dachte er. Aber ich bin doch ein Deutscher. "Wenn einer einmal ein wenig unehrlich ist, deswegen bleibt er doch ein Deutscher, gelt Mutter?" sagte er, "nur natürlich so etwas, wie mit den Büchsen, darf er nicht tun!"

Der Vater blickte von der Zeitung auf und sah Georg an. "Mit der kleinen Unehrllichkeit fängt's allemal an", sagte er; "es hat keiner gleich 1000 Mark. Aber wenn er zuerst um einen Pfennig betrügt, so kommt er immer weiter."

"Das ist doch ein Unterschied, auf fünf Pfennig kommt's doch nicht an", beharrte Georg.

"Auf die Pfennige käme es vielleicht nicht an, aber auf die Ehrlichkeit, die darf eben keinen Flecken haben; da muß sich einer rein halten, schon als Bub; dann bringt er's auch als Mann zustand. Was meinst du, warum soll es leichter sein, auf 1000 Mark zu verzichten, die man sich erschwindeln kann, als auf fünf Pfennig? Wer das eine nicht kann, wird auch das andere nicht können."

Jetzt wurde es Georg ganz angst; er würde doch nicht später einmal so etwas tun, wie es die Russen getan hatten?

„Gelt, dich drückt etwas“, fragte die Mutter ihren Großen, der in sichtlichem Unbehagen dastand, „hast was auf dem Gewissen, Georg?“

„Ja, fünf Pfennig vom Käse. Die waren übrig und ich hab mir Schokolade dafür gekauft und schon gegessen, sonst möcht' ich sie gleich hergeben.“

„So, so!“ sagte der Vater und besann sich ein wenig. Eigentlich gehörte doch Strafe auf so etwas, aber er strafte so ungern. Während er sich so besann, faltete er das Zeitungsblatt zusammen, so daß die erste Seite wieder obenauf lag mit der großen, frohen Siegesnachricht über die Russen. „Ja, ja“, sagte er plötzlich und sah hell auf, „die Russen haben wir besiegt; die ganze Russenart müssen wir unterkriegen; denn etwas davon gibt's auch bei uns Deutschen, aber wir kämpfen dagegen an. Wir sehen's jetzt im Krieg, wohin das führt. Ehrliche Deutsche wollen wir sein, keinen Fünfer erschwindeln, dann gibt's keinen Sand in den Büchsen, gelt du?“ — „Ja, Vater!“ — „Da drüben ziehen sie die Fahne auf!“ rief der Kleine und sie traten alle unter die Ladentüre. „Ja, Sieg über die Russen und über die Russenart!“

Agnes Sapper, Kriegsbüchlein.

21. Ernst.

Ernst und Angst ist zweierlei. Wer Angst hat und Angst macht, will die Dinge nicht sehen, wie sie sind; er gibt sich schon vorher besiegt und läuft davon. Anders der ernsthafteste Mensch. Er sieht die Gefahr; aber er sieht durch sie hindurch, macht seinen Willen unwiderstehlich und weiß, daß er überwindet.

Unsere Feinde wollen ein Ende mit uns machen, und unsere Kraft auf ein Jahrhundert hinaus brechen. Siegen sie, so würden sie uns wirtschaftlich totschlagen, unser Land verteilen, unsern Namen aus der Zahl der Großmächte streichen. Deutschland soll aufhören, eine politische Macht zu sein, mit der man rechnet. Arbeiten dürften dann die Deutschen, auch Erfindungen machen, dichten und sich über Weltanschauungen streiten, aber in der Welt regierten England und Rußland, und man müßte sich in der Fremde weiter schämen, ein Deutscher zu sein. Darum

handelt es sich. Das steht in Frage. Also ist alle Kraft zusammenzunehmen. Die gesamte Zukunft unseres Volkes steht auf dem Spiel. Du sollst nicht bloß zuschauen, wie im Theater. Als einzelner mußt du mitkämpfen, mitstreiten, mitleiden. Das ist deine Pflicht, das ist deine Ehre.

Viele wollen gern Ernst beweisen; sie wissen nur nicht, wie es zu machen ist. Soll man Fleisch essen oder Kartoffeln, Roggenbrot oder Weizenbrot? Lieber Freund, darum handelt es sich erst in zweiter Linie. Zuerst heißt es: Ich überhaupt weniger, spare bei Mensch und Vieh an allen Nahrungsmitteln! Du brauchst nicht zu hungern, halte nur genau Maß. Laß dir nicht graulen vor einer Hungersnot, aber schaffe dir ein gutes Gewissen, daß du keine verschuldest. Denke auch nicht: das macht alles der Staat. Der Staat kann wenig, wenn du nicht selber willst. Es fehlt uns Deutschen nicht am guten Willen, zu gehorchen, wenn der Staat etwas sagt. Aber wir warten eben, bis er etwas sagt. Wir wollen immer nur, daß der Staat verantwortlich sei. Wir selbst sollten zuerst verantwortlich sein, wir alle sind der Staat. Es stände besser, wenn man mit Ruhe und Vernunft im einzelnen Haushalt mit Brot und Fleisch sorgsam umgegangen wäre. Der Staat kann viel anordnen. Das nützt nicht viel, wenn der Geist der Verantwortlichkeit in den vier Wänden mangelt. Unsere Feinde rechnen so: Die Deutschen haben bald nichts mehr zu essen, dann fällt uns der Friede mühelos in den Schoß trotz aller Tapferkeit ihrer Truppen." Wir Deutsche antworten: „Die deutschen Frauen, Kinder und Männer haben wohl zu essen, so viel sie brauchen, um eure feige Rechnung zuschanden zu machen. Wir schließen keinen Frieden, ehe es uns paßt. Unsere Väter und Brüder haben in den letzten Wochen tausend Entbehrungen getragen; wir können hundert tragen, wir tragen sie gern. Nicht bloß der Schützengraben soll Helden sehen, auch der Herd wird sie schauen und die Küche und Gastwirtschaft. England, du kennst uns noch lange nicht!"

Keine Angst! Wir halten länger durch als die andern! Aber Ernst! Wir sind eine einzige Reihe von Kämpfern: ob in Opern oder Berlin, in Kutno oder München. Das ist unser Ruhm, daß wir zu Hause den Krieg mitentscheiden, den Sieg mit-

erkämpfen. Auf uns kommt es auch an; auf uns kommt es sehr an. Es ist ein Volkskrieg. Wir schlagen uns um den Volkssieg. Vom Kaiser bis zum Knecht, von der Kaiserin bis zur Arbeiterin gilt ein Wille: des Reiches Sieg! Dieser Wille wird gesegnet sein.

Traub.

22. Unsere Aufgabe.

Ihr sollt alle die Lehre dieser großen Tage behalten: Ihr sollt auch im Frieden wissen, daß wir alle ein Volk von Brüdern sind und daß es Versündigung an der Natur ist, wenn wir uns im innern Streit mit Haß und Verleumdung zerreiben. Ihr sollt auch im Frieden wissen, wofür die Schlachten geschlagen werden — für das bessere, das tiefste deutsche Wesen, wie es uns wieder offenbar geworden, und für seine Geltung auf Erden. — Deutschland ist ein Leib, ein Geist, ein Wille; die einzelnen sind nur noch Glieder, noch Blutstropfen im Ganzen. Auf jedem aber ruht sein Teil Derantwortung mit gleicher Schwere. So soll es ferner im Frieden bleiben: alle haben ihr Leben allein durch die heilige Derantwortung, die sie für das Ganze tragen, aber das Ganze braucht auch einen jeden und hat sein Leben nur durch alle.

Eine unendliche Aufgabe für lange Jahre.

Eugen Kühnemann.

23. Unsere Heimat im Weltkriege.

Ein wunderbar schöner, sonniger, warmer Sommertag war der 1. August 1914, an dem der Mobilmachungsbefehl unseres Kaisers durch die deutschen Lande erscholl. Am Nachmittag, so um 6 Uhr, traf er auch in Detmold ein, die Sonderblätter der Zeitungen verkündeten ihn, und damit war auch bei uns die Spannung gelöst, die schon seit Tagen auf allen Deutschen lag. Unsere Feinde wollten den Krieg, sie sollten ihn haben. Ganz Deutschland stand auf. Der Mobilmachungsbefehl wirkte wie eine Befreiung. Auf den Straßen wurde es lebendig, in den Häusern wurde gepackt und geordnet, und schon vom ersten Mobilmachungstage an zog Deutschlands waffenfähige Mannschaft — und auch

die des verbündeten Österreich-Ungarn — Millionen und Millionen, zu den Sammelplätzen, und nach kaum acht Tagen standen schon mehrere Millionen deutscher und österreichischer Krieger an den Grenzen und in Feindesland.

Bataillone auf Bataillone trafen in den folgenden Wochen in Detmold ein, wurden hier teils ergänzt, teils zusammengestellt, neugebildet und ausgebildet. Detmold blieb aber nicht der einzige Garnisonort in Lippe; auch andere Orte wurden mit auszubildenden Truppen belegt: zunächst einige Ortschaften in der Nachbarschaft von Detmold, wie Hiddesen, Heiligenkirchen, Berlebeck, Eichholz; dann bekamen auch Lemgo, Salzuflen, Lage, Schötmar, Blomberg, Horn, Meinberg, Barntrup, Örlinghausen Garnisonen, ebenso verschiedene Dörfer in der Senne. Die Zahl aller derer, die im Lipperlande ihre militärische Ausbildung erhalten haben und von hier aus in Feindesland gesandt worden sind, ist eine ganz bedeutende. Am 10. August 1914 rückte das 3. Bataillon des Infanterie-Regiments Nr. 55 ins Feld; auf dem Kaiser-Wilhelms-Platz fand eine feierliche Verabschiedung in Gegenwart der Fürstlichen Familie statt. Am 16. September verließ das Landsturm-Bataillon Detmold, um sich nach Belgien zu begeben, am Tage darauf ging das Bataillon des Reserve-Infanterie-Regiments Nr. 219, das in Detmold und Umgegend einquartiert war, zur Front ab.

Unsere Lipper haben auch in diesem Kriege mit Ehren bestanden. Das beweist schon die große Zahl von Eisernen Kreuzen 1. und 2. Klasse, die lippischen Landeskindern vom Obersten Kriegsherrn verliehen worden sind. Offiziere wie Mannschaften sind damit in reichem Maße ausgezeichnet worden. Dazu kommt bei vielen das Lippische Kriegsverdienstkreuz, das Fürst Leopold am 8. Dezember 1914 in zwei Klassen stiftete: „Für Auszeichnungen im Kriege“ (2. Kl.) und „Für heldenmütige Tat“ (1. Kl.)

Bald kamen die ersten Siegesnachrichten aus Belgien und Nordfrankreich: Lüttich gefallen, Namur, Maubeuge, Brüssel, Antwerpen, Lille! Überall im Lipperlande Freudengeläute, Siegesfahnen. Dazu kamen die Siege Hindenburgs bei Tannenberg, an den Masurischen Seen und in der Winterschlacht in Masuren,

die glänzenden Erfolge Mackensens bei Gorlice und in Galizien, die Eroberung von Przemyśl und Lemberg, Zwan- gorod und Warschau, Kowno und Nowo-Georgiewsk, Brest- Litowsk und Grodno. Überall waren unsere Lipper dabei, überall standen und stehen Söhne unseres Landes im Kampfe für Deutschlands Freiheit. Auch Fürst Leopold zog wiederholt ins Feld. Er suchte in Belgien und in Frankreich die Lipper auf und verteilte Auszeichnungen, besuchte die Verwundeten und stand an den Gräbern seiner Landesfinder. Vom Kaiser wurde dem Fürsten das Eiserne Kreuz 1. und 2. Klasse verliehen; auch die Prinzen Bernhard und Friedrich Wilhelm zur Lippe erhielten das Eiserne Kreuz.

Viele Opfer an lieben Mitmenschen hat der Krieg gefordert. Das lippische Land ist auch hier in starke Mitleidenschaft gezogen worden. Viele Lipper, hoch und niedrig, haben ihr Leben gelassen für des deutschen Reiches Ruhm und Größe; Prinzen, Offiziere und Soldaten sind auf dem Felde der Ehre gefallen. Ihr Name steht auf einer unvergänglichen Ehrentafel. Unzählige Familien haben ihre Söhne oder den Vater hergeben müssen, nicht zum letzten ist auch die Fürstliche Familie an den Opfern beteiligt. Prinz Friedrich Wilhelm zur Lippe, Onkel des Fürsten, fiel am 6. August vor Düttich. Am 23. August fiel vor Maubeuge der Schwager des Fürsten, Prinz Friedrich von Sachsen-Meiningen; vor Namur am 20. August dessen zweitältester Sohn, Prinz Ernst von Sachsen-Meiningen, am 28. August Prinz Ernst zur Lippe, Sohn des Prinzen Rudolf zur Lippe, eines Oheims des regierenden Fürsten.

Während unsere lippischen Landesjöhne Seite an Seite mit den Waffenbrüdern aus allen deutschen Gauen und aus den österreichischen Ländern draußen in den feindlichen Ländern kämpften, waren die in der Heimat Zurückgebliebenen nicht müßig geblieben. Vor allem die Frauen und Mädchen arbeiteten rüstig mit: die Ernte wurde eingebracht, das Feld neu bestellt; wärmende Kleidungsstücke wurden für die Söhne, Väter und Brüder im Felde angefertigt, Strümpfe gestrickt; Liebesgaben gingen in großen Mengen zur Front, und als das liebe Weihnachtsfest nahte, da ging der Strom der Liebe in tausendfältigen Wogen zu den Lieben in den

Schützengräben hinaus. Der Tätigkeit des Roten Kreuzes und der vielen Helferinnen in den Lazaretten sei noch besonders gedacht.

Ein großer Liebesgabentransport mit 11 Automobilen ging am 23. September von Detmold ins Feld, am 21. Oktober ein solcher von Salzuflen aus. Vom 23. bis 30. November war die große Weihnachtspaketwoche, in der die Weihnachtsgaben der Heimat an die Front abgingen; die Postämter hatten täglich bis in den späten Abend Tausende von Weihnachtspfelpaketen in Empfang zu nehmen.

In der Heimat wurde Weihnachten still und im Gedenken an all die lieben Angehörigen, Freunde und Bekannten in Feindesland gefeiert; auf der Grotenburg hatten am 1. Weihnachtstage die Verwundeten aus den Detmolder Lazaretten sich um den brennenden Weihnachtsbaum versammelt. Der Januar brachte die Musterung des Landsturms 2. Aufgebots.

In den Karpathen und in Galizien zeichneten die neuen Res.-Inf.-Reg. Nr. 219 und 220, denen viele lippische Kriegsfreiwillige angehören, sich durch hervorragende Tapferkeit aus, die von den oberen Heerführern besonders gelobt wurde. Am 30. Januar reisten 8 Detmolder Diakonissen nach Lodz zum Kriegslazarett, nachdem schon im November 10 Schwestern nach Laon gezogen waren. Im März bildete sich die Lippische Wirtschaftsgemeinschaft, die die Abgabe von Brotgetreide und Mehl regelt und besorgt.

Nach Schnee und Eis des Kriegswinters 1914/15 ließ der Frühling die Fluren neu ergrünen, der Sommer zog herauf und auch der Herbst, und nun ist der Winter wieder da, des Friedens liebliches Geläute ist noch immer fern. Doch auch die Friedensglocken werden einst erklingen und unserem lieben Vaterlande eine neue große Zukunft einläuten: des deutschen Reiches Herrlichkeit!

24. In der Waffensammelstelle.

Waffensammelstelle? Was ist das? Der Name sagt es schon. Hier fließen alle Arten von Waffen zusammen, vor allen Dingen Beutewaffen, aber auch ausbesserungsbedürftige deutsche Waffen. Die Tage sind nicht selten, an denen Tausende von Gewehren,

besonders von russischen Gewehren, eintreffen. Was wird mit all' den Gewehren gemacht?

Vom Güterbahnhof rollen schwerbeladen die Frachtwagen auf den Hof des „Wagenhauses“. Und schon tritt eine Schar von Armierungssoldaten in langer Reihe an. „Durch der Hände lange Kette um die Wette“ fliegen die Gewehre, die Karabiner, die Reiterfäbel, die Infanterie-Seitengewehre, die Jagdflinten und Jägerbüchsen, die Bajonette und Lanzen. Nach kurzer Zeit liegen sie schon im Sortierungsraum, wo sie von sachverständigen Händen schon fein säuberlich, ein jegliches nach seiner Art, an ihren Platz gestellt sind. In einer Ecke stehen die russischen Gewehre, in der anderen die G. 98 (d. h. die Gewehre Modell 98), dort an der Wand die Jägerbüchsen Modell 71, dort ein paar österreichische Karabiner, hier deutsche Karabiner 88, drüben liegen Artillerie-Seitengewehre 71/98, da hinten Infanterie-Seitengewehre 71 ohne Säge, dort Infanterie-Seitengewehre 98 mit Säge, hier vorne sehr wertvolle, silberbeschlagene und kunstvoll verzierte Jagdgewehre, die irgend einem vornehmen Russen abgenommen worden sind, einsam lehnt an der Wand da ein prunkvoller Offiziersdegen, den wohl einst ein französischer General umgeschnallt hat. Zunächst wird dem Neuling ganz wirr im Kopf von all den vielen Sachen, und es scheint einem unmöglich, ohne eingehenderes Studieren alle die verschiedenen Gewehre, die einander oft so ähnlich sehen, nur vielleicht im Visier Verschiedenheiten aufweisen, alle die Seitengewehre voneinander unterscheiden zu lernen. Aber ein paar Tage — und man kann auch schon mit einiger Sicherheit „Waffen sortieren“. Ja, es dauert gar nimmer lange, dann kann man auch den „Bruch“ sortieren. Es kommen nämlich nicht nur „heile“ Waffen an, sondern häufig treffen ganze Sendungen Bruch ein. Unsern Feinden liegt daran, ihre Waffen unbrauchbar zu machen, ehe sie in unsere Hände fallen. Und so sind Gewehre mit vollständig zertrümmerten Schäften, mit verbogenen Läufen, Gewehre, die eigentlich nur noch aus Lauf und Schloß bestehen, auf der Waffensammelstelle nichts Seltenes. Ja, es treffen Kisten voll „Schrott“ ein. Das sind durcheinandergewürfelte einzelne Gewehrteile. Der „Schrott“ verursacht die meiste Arbeit im Sortierungsraum, denn

es ist ungeheuer mühselig, jedes einzelne Teilchen auf seine Brauchbarkeit zu untersuchen. Besteht es die Prüfung, so wird es in einen besonderen Kasten getan; sonst wandert es in eine große Kiste und dann in den Schmelzofen. Verloren geht nichts, nicht die einfachste Riemenschnalle, alles wird aufbewahrt, alles findet Verwendung. Und alles wird — notiert. Die Sachen, die von den Etappen-Sammel-Kompagnien oder ähnlichen Körperschaften eingehen, werden gezählt und pünktlich auf Meldezetteln gebucht, und zwar jedes nach seiner Art. Diese Buchungen laufen durch verschiedene Dienststellen zu den oberen Behörden; jederzeit kann der Bestand an deutschen Waffen und Beutewaffen kontrolliert werden, jederzeit wissen die Behörden, über wieviel brauchbare Waffen, über wieviel Waffenteile und unbrauchbares Material zum Einschmelzen sie verfügen.

Aus dem Sortierungsraum wandern die Waffen — nachdem von den Gewehren die Riemen, von den Säbeln die Scheiden abgenommen worden sind — in andere Räume, wo sie gereinigt werden. Da sitzen Hunderte von Frauen, die nichts weiter tun als Waffen putzen. Die Gewehre werden mit besonderem Fett eingeschmiert — die russischen Gewehre haben es meist bitter nötig, besonders, wenn sie aus Sümpfen und Seen herausgeholt worden sind — gereinigt, gepuht, von Waffenschmieden nachgesehen, und entweder gleich an Ort und Stelle von sachverständigen, geübten Schlossern ausgebessert oder in besondere Gewehrfabriken geschickt. Auch die Gewehrriemen werden wieder instandgesetzt. Entsprechend wird mit allen andern Waffen verfahren.

Kurz und gut, alle die Waffen, die bei ihrer Einlieferung wertlos und unbrauchbar erschienen, verlassen nach kurzer Zeit schon wieder unsere Waffensammelstelle, um aufs neue benutzt zu werden, entweder an der Front oder in den Garnisonen. Wie mancher deutsche Soldat trägt ein französisches Gewehr, französische Säbel, französische Koppel, französische Patronentasche, französische Patronen, französische Tornister; wie manches Landsturm-bataillon ist mit russischen Waffen ausgerüstet!

Ich wiederhole: nichts von der unübersehbaren Beute, die wir unsern Feinden auf allen Kriegsschauplätzen abgenommen haben, geht verloren. Alles findet seine Verwendung und zwar in denkbar

fürzester Zeit. Wenn ich irgendwo die großartige preußische Organisation habe bewundern lernen, dann auf der Waffensammelstelle — wo ich als ganz gewöhnlicher Schipper mit dazu helfen durfte, daß Hindenburgs Beute den deutschen Heeren nutzbar gemacht wurde.

L u d w i g W e i c h e r t, Njassa-Bote.

25. Die deutsche Feldpost.

Ganze Welten, von denen wir uns in sonnigen Friedenszeiten kaum ein Bild machen konnten, erschloß dieses Ringen der Völker. Viel haben wir inzwischen gelernt. Von manchem besteht aber noch immer eine traumhafte Vorstellung. Das gilt auch für die Feldpost, eine der großartigsten Leistungen des Krieges. Eine ganz wundervolle Organisation! Tausende und aber Tausende maderer Männer wirken in ihr, stellen die innigste Verbindung zwischen Heimat, Etappe, Spital und — Schützengraben her. Kein Land der Welt — ohne unbescheiden zu sein, darf man's sagen — hat dem deutschen Reiche das gleich gemacht. Bei dieser Feststellung dürfen vor allem die großen Schwierigkeiten und Gefahren (Alarm, Bombenwürfe usw.), die der Feldpostbetrieb mit sich bringt, nicht außer acht gelassen werden.

Die deutsche Feldpost ist im Kriege eine militärische Einrichtung, die der Obersten Heeresleitung untersteht, aber naturgemäß im engen Zusammenhang mit dem heimischen Postbetrieb die Aufgabe erfüllt, unsere Truppen mit Post zu versorgen. Dem Feld-Oberpostmeister liegt die wichtige Aufgabe ob, auf den Kriegsschauplätzen den Feldpostbetrieb bei den Hunderten von Feldpostanstalten einheitlich zu regeln und zu überwachen. Gewiß keine einfache Sache, wenn man bedenkt, daß tagtäglich neun Millionen Briefe, auf denen kein Bestimmungsort, sondern nur die Truppenzugehörigkeit des Empfängers angegeben ist, zur Front befördert werden. Natürlich bringen die Verhältnisse des Krieges fortgesetzt tausend besondere Schwierigkeiten mit sich, die der Friedensbetrieb nicht kennt: zerstörte Eisenbahnen, Straßen und Brücken; Ausschaltung der Postzüge und Zurückbleiben der Postwagen wegen wichtiger Truppentransporte; Inanspruchnahme

postalischer Beförderungsmittel für andere Zwecke der Truppen; plötzliche und häufig auch der Post gegenüber geheim zu haltende Abbeförderung von Truppenverbänden, denen die massenhaft vorliegende Post nicht wie im Frieden einfach nachgeschickt werden kann; Verluste von Pferden, Wagen und Autos, die die Heeresverwaltung wegen anderer dringlicher Bedürfnisse nicht ohne weiteres zu ersetzen in der Lage ist, und ähnliches mehr. Alle diese Verhältnisse sind der Front bei der Länge des Krieges genügend bekannt geworden und werden von ihr richtig eingeschätzt. Man trifft deshalb bei der Truppe in Feindesland wohl keinen Feldgrauen, der die Leistungen unserer Feldpost nicht voll anerkennt.

Die Organisation der Feldpost selbst schließt sich eng an die Gliederung des deutschen Feldheeres an. Da diese im wesentlichen jetzt noch dieselbe ist, wie im Kriege 1870/71, so hat man im großen und ganzen auch die damals bewährte Organisation der Feldpost in ihren Grundzügen beibehalten. Aber wie der Umfang des deutschen Heeres gewaltig zugenommen hat, und neue Aufgaben zu neuen Formationen führten, wie sich in ungeahnter Vielgestaltigkeit des Etappendienstes das Sanitätswesen, die freiwillige Krankenpflege und andere Einrichtungen herausgebildet haben, so ergab sich für die Feldpost von selbst die Notwendigkeit, auch ihre Einrichtungen auszubauen und sich diesen neuen Bedürfnissen eines modernen Krieges anzupassen. Anders ist die Art der Feldpostbesorgung in Flandern, anders in den Argonnen, anders in den Karpathen und den Sumpfgegenden Rußlands, anders an der Donau und den unwegsamen Pässen Serbiens. Aber auf allen Fronten gilt nur ein Bestreben: die Feldpost vorzubringen und für dauernde Verbindung zwischen Heimat und Heer zu sorgen.

Im allgemeinen kann man sagen, daß die Feldpost auf der Etappenstraße der Armee bis zu deren Feldpostanstalten nachgeschoben wird. Im Westen erfolgt das zumeist mittels täglicher Postsonderzüge — je einer für jede Armee. Täglich werden auf diese Weise über hundert Eisenbahnwagen mit Feldpost (ohne die durch die Militär-Paketdepots beförderten Paketsendungen)

über die Westgrenze gebracht. Im Osten, mit seinem weniger ausgebauten Bahnnetz, müssen zu diesem Zweck Züge der Etappenbehörde mitbenutzt werden. Der Endpunkt der Eisenbahn liegt aber in den von uns besetzten östlichen Gebieten oft weit über 100 Kilometer vom Standort der mit den Truppen vormarschierten Feldpostanstalt. Die Masse der Postbeutel muß alsdann von der letzten Bahnstation aus mittels Fuhrkolonnen auf endlos langen, teilweise entsetzlich schlechten Straßen in tagelangen Märschen fortgeschafft werden. Im Gebirgskrieg kommen als einzige Beförderungsmittel (wenn Eisenbahnen, Kraftwagen und die gewöhnlichen Postwagen versagen) nur die ganz leichten und kleinen landesüblichen Bauernfuhrwerke oder Tragtiere für die Feldpostbeförderung in Betracht. Man kann sich leicht ein Bild von den hierbei zu überwindenden Schwierigkeiten machen, wenn man bedenkt, daß der durchschnittliche tägliche Eingang an Feldpost für jede Division 230 vollgepfropfte Säcke ausmacht.

Nach einer am 16. Januar 1915 vorgenommenen Zählung sind an diesem Tage aus dem Deutschen Reiche 7 989 940 Feldpostbrieffsendungen nach dem Felde abgegangen. Im Kriege 1870/71 wurden in 8½ Monaten nach und aus dem Felde im ganzen 90 Millionen Sendungen besorgt, von denen 60 Millionen nach dem Felde gegangen sein werden. Danach hat die Feldpost heute etwa das zwanzigfache von dem zu leisten, was ihr im letzten Kriege oblag.

Außerordentlich groß ist auch der Geldverkehr. Im September wurden von einer einzigen Reservedivision 10 000 Anweisungen über 391 000 Mark in die Heimat abgesandt, im Oktober wurden 20 000 Anweisungen mit etwa 800 000 Mark abgefertigt. An manchen Tagen haben die Einzahlungen bei einer Feldpoststelle 35 000 Mark betragen. Im Oktober allein sind nach Postanstalten des Dresdner Bezirks auf 64 104 Anweisungen 2½ Millionen Mark abgesandt worden. Auf's Reichsgebiet berechnet, hätte in diesem Monat die Summe der Einzahlungen 100 Millionen Mark betragen.

Emil Simson, Kriegsberichterstatter.

19
20
26. Neujahrserlaß des Deutschen Kaisers.

An das deutsche Heer und die deutsche Marine.

W.=L.=B. Großes Hauptquartier, 31. 12. 14. Nach fünf Monate langem, schwerem und heißem Ringen treten wir ins neue Jahr Glänzende Siege sind errungen, große Erfolge errungen. Die deutschen Armeen stehen fast überall in Feindesland. Wiederholte Versuche der Gegner, mit ihren Heeresmassen deutschen Boden zu überschwemmen, sind gescheitert.

In allen Meeren haben sich Meine Schiffe mit Ruhm bedeckt; ihre Besatzungen haben bewiesen, daß sie nicht nur siegreich zu fechten, sondern, von Übermacht erdrückt, auch heldenhaft zu sterben vermögen.

Hinter dem Heere und der Flotte steht das deutsche Volk in beispielloser Eintracht bereit, sein Bestes herzugeben für den heiligen, heimischen Herd, den wir gegen frevelhafte Übermacht verteidigen.

Viel ist im alten Jahre geschehen! Noch aber sind die Feinde nicht niedergedrungen; immer neue Scharen wälzen sie gegen unsere und unserer treuen Verbündeten Heere heran. Doch ihre Zahlen schrecken uns nicht. Ob auch die Zeit ernst, die vor uns liegende Aufgabe schwer ist, voll fester Zuversicht dürfen wir in die Zukunft blicken.

Nächst Gottes weiser Führung vertraue Ich auf die unvergleichliche Tapferkeit der Armee und Marine und weiß mich eins mit dem ganzen deutschen Volke.

Darum unverzagt dem neuen Jahre entgegen, zu neuen Taten, zu neuen Siegen für das geliebte Vaterland.

Großes Hauptquartier, den 31. Dezember 1914.

Wilhelm I. R.

27. Die Reichswollwoche.

Als im ersten Kriegswinter 1914 die Kälte groß und die Wolle knapp wurde, kam man auf den glücklichen Gedanken, im ganzen Reiche alte wollene Kleidungsstücke, Decken und wollene Abfälle sammeln zu lassen. Viele willige und fleißige Hände fanden sich, die freudig und sorgfältig in den Haushaltungen zusammengelegten Sachen zu sammeln. In größeren Räumen angehäuft, nach gründlicher Reinigung ausgesucht, wurden die Sachen zu wärmendem Unterzeug und molligen Decken für unsere tapferen Feldgrauen verarbeitet. Besonders der Vaterländische Frauenverein und ihm sich anschließend alle Volksschichten, vornehm und gering, beteiligten sich an diesem Liebes- und Vaterlandsdienst. Den Kriegerfrauen und Heimarbeiterinnen wurde eine lohnende Arbeit dabei verschafft.

So konnten bald große Kisten, mit all diesen Dingen gefüllt, nach den Fronten abgesandt werden, wo sie schnell Verwendung fanden. Namentlich für die in Rußland liegenden Krieger waren diese sehr notwendig und wertvoll.

Die gänzlich unbrauchbaren Wollsachen und Abfälle wanderten, zu großen Ballen vereinigt, in Fabriken. Dort wurden sie auseinandergezupft und zu neuen Stoffen verarbeitet, die wieder der Bekleidung dienen. Durch dieses Verfahren wurden aus scheinbar nutzlosen Dingen, die oft im Hause im Wege lagen, neue Werte geschaffen, die uns durchhalten halfen und von neuem lehrten, daß auch von wertlosen Dingen noch vieles zu nützlicher Verwendung gelangen kann.

28. Die Goldsammlung.

Täglich werden wir aufgefordert, unser Gold zur Reichsbank zu bringen. Was ist damit gemeint? Wer deutsche Goldmünzen hat, soll diese gegen Papiergeld der Reichsbank eintauschen. Zu welchem Zwecke? In den Kassen der Reichsbank liegt das Gold am sichersten; da kann es von Dieben und Räubern auch in unsicherer Zeit nicht gestohlen werden. Wichtiger ist es aber noch, daß nach dem Goldbestand der Reichsbank, der wöchentlich veröffentlicht wird, im Auslande der Reichtum des Deutschen Reiches und der Wert seines Papiergeldes bemessen wird.

In der am 23. November 1915 abgelaufenen Berichtswoche hat der Goldbestand der Reichsbank wieder um 1,5 Mill. Mark zugenommen; er beträgt jetzt 2434,7 Mill. Mark. Die Golddeckung aller umlaufenden Banknoten ist auf 42,2 v. H. gestiegen. Das heißt, daß für jeden Hundertmarkschein 42,20 Mark in Gold vorhanden sind. Das ist nicht wenig, sondern erheblich mehr, als gesetzlich gefordert wird. Nach dem Gesetz ist für 100 Mark in Papier nur 33⅓ Mark Gold zur Deckung notwendig, da das Reich mit seinem ganzen Vermögen für den Wert seines Papiergeldes einsteht. Darum können für 100 Mark in Gold immer 300 Mark in Papier in Umlauf gesetzt werden.

Im Inlande brauchen wir kein Goldgeld. Da muß jeder-
mann für einen Zwanzigmarkschein dieselben Waren wie für ein
Zwanzigmarkstück geben. Aber im Auslande soll man nicht auf
den Gedanken kommen, daß unser Papiergeld nicht den vollen
Wert habe, oder daß es uns an Gold fehle.

Die vielen Milliarden Mark, die wir zur Kriegsführung brau-
chen, werden im Inlande selbst durch Kriegsanleihe aufgebracht.
England und Frankreich haben in Amerika viel Kriegsmaterial
gekauft, dort eine große Anleihe aufgenommen und erleben nun, daß
ihr Geldwert sinkt. England muß Gold nach Amerika ausführen.

Bei uns bleibt das Gold im Lande. Aber wir bekommen
von neutralen Staaten auch noch Waren, die wir mit Gold be-
zahlen müssen. Holland verkauft uns noch Kolonialwaren, Däne-
mark Butter, Rumänien Getreide, die nordischen Länder Fische.
Wenn nun durch viele Ausgaben von Gold an neutrale Staaten
unser Goldschatz in der Reichsbank erheblich vermindert würde,
dann würden unsere Feinde denken, daß wir bald arm seien. Das
gäbe ihnen wieder neuen Mut und trüge zur Verlängerung des
Krieges bei.

Wer dazu beitragen will, daß unser Papiergeld hohen Wert
habe, der Sorge dafür, daß Gold zur Reichsbank komme. Das
stärkt die Macht unseres Reiches.

29. Die gewonnene Milliarden Schlacht.

Das Wort, daß zum Kriegsführen Geld, Geld und nochmals
Geld gehöre, entstammt einer Zeit, wo Geld überhaupt ein viel

seltenerer Artikel war als heute. Es hat gewiß nichts von seiner verhältnismäßigen Richtigkeit verloren, aber man sollte es doch nicht so in den Vordergrund stellen, wie es oft geschieht. Zum Kriegsführen gehören zunächst Soldaten, Soldaten und wieder Soldaten; das Geld kommt erst in zweiter Reihe in Betracht. Alle Kriege der Neuzeit beweisen, daß das Geld förmlich den besten Soldaten nachläuft; haben doch sowohl Japan wie die kleinen Balkanstaaten ihre verhältnismäßig großen kriegerischen Unternehmungen mit fremdem Gelde führen können. Wir haben heute ein tüchtiges, starkes, großes Heer und auch selbst das nötige Geld, um einen langen Krieg mit eigenen Mitteln führen zu können. Aber die Zuversicht, mit der wir den weiteren Verlauf des Schlachtenglücks verfolgen, schöpfen wir doch vorwiegend aus dem Geist und der Schlagfertigkeit unserer Truppen. Das ist es gerade, was unsere Stärke gegenüber England ausmacht: England rechnet in erster Linie mit seinem Gelde, in zweiter Linie mit seinen Schiffen, erst in letzter Linie mit seinen Kämpfern in Marine und Heer.

Das deutsche Volk brachte bei der ersten Kriegsanleihe $4\frac{1}{2}$, bei der zweiten über 9, bei der dritten gar über 12, zusammen also fast 26 Milliarden Mark auf. Demgegenüber waren England und Frankreich genötigt, eine Anleihe in Amerika aufzunehmen. So haben wir auch die Milliarden Schlacht gewonnen. Erwägt man, welche gewaltigen Opfer der Krieg an und für sich vom Volke verlangte, wie sehr er sich in jedem Haushalt fühlbar machen mußte, so kann der wirtschaftliche Sieg, den die deutsche Sache damit errungen hat, nicht hoch genug veranschlagt werden.

Wichtiger als der Reichtum einer Regierung ist ihre Macht, und eine mächtige Regierung hat gegenüber einer reichen den Vorzug, daß sie, wenn es not tut, Geld förmlich aus dem Boden zu stampfen vermag. In Deutschland hat gerade dieser Krieg aus Regierung, Staat und Volk eine bis zum äußersten entschlossene Kampfeinheit gemacht; das gleiche gilt von dem verbündeten Österreich. Darum sind wir dem der ganzen Außenwelt übermächtig scheinenden Vierverband, der uns vernichten will, überlegen, auch wenn sich noch weitere Gegner hinzugesellen sollten.
